



## DAS BUCH

Auf den ersten Blick ist die sechzehnjährige Finley Jayne ein ganz normales Mädchen: hübsch und liebenswert. Doch ärgerlich sollte man sie lieber nicht, denn in ihr lauert noch eine andere, dunklere Finley, die mit ihren übermenschlichen Kräften selbst die schlimmsten Gauner in den dunkelsten Gassen Londons das Fürchten lehrt. Als Finley ihre Anstellung als Dienstmädchen im Haus einer adligen Familie verliert, weil sie den Sohn ihres Arbeitgebers verprügelt, ist sie verzweifelt – bis sie Griffin und seine Freunde kennenlernt, die in den Straßen Londons Jagd auf das Böse machen. Finley kommt ihnen gerade recht, denn die Freunde sind einer geheimnisvollen Verschwörung auf der Spur und können schlagkräftige Unterstützung gut gebrauchen ...

Mit exklusivem Bonus-Prolog *Das unglaubliche Abenteuer von Finley Jayne*, in dem Finley ihre Superkräfte entdeckt und ihren allerersten Fall löst.

## DIE AUTORIN

Kady Cross' größter Wunsch war es schon immer, Schriftstellerin zu werden. Wenn sie nicht gerade schreibt, verbringt sie ihre Zeit mit Lesen oder der Herstellung ihres eigenen Make-up. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und einem ganzen Rudel Katzen in Connecticut.

KADY CROSS

DAS MÄDCHEN MIT  
DEM  
STAHLKORSETT

Roman



Titel der amerikanischen Originalausgaben:  
THE GIRL IN THE STEEL CORSET  
THE STRANGE CASE OF FINLEY JANYE  
Deutsche Übersetzung von Jürgen Langowski



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbuchausgabe 05/2013  
Redaktion: Catherine Beck  
Copyright © 2011 by Kathryn Smith  
Copyright © 2013 dieser Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2013  
Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-31464-1

[www.heyne-fliegt.de](http://www.heyne-fliegt.de)

*London, 1897*

# London 1897





## PROLOG

### *Das unglaubliche Abenteuer von Finley Jayne*

**D**u bist eine wahre Satansbrut, und deine Gegenwart soll nie wieder dieses Haus besudeln.«

Finley Jayne zuckte zusammen, als ihr die Tür vor der Nase zufiel. Nun stand sie allein im kleinen Hof auf den Steinplatten vor dem Dienstboteneingang des Stadthauses.

Die Haushälterin Mrs. Brown hatte sie endgültig hinausgeworfen. Normalerweise hätte sich Finley darüber aufgeregt, dass jemand sie als Satansbrut bezeichnete, aber seit einiger Zeit fragte sie sich, ob an dieser Bezeichnung nicht vielleicht doch etwas dran war. Immerhin war es schon die zweite Anstellung, die sie verloren hatte.

Wenigstens hätte ihr die alte Schachtel erlauben können, ihre Sachen zu packen.

Wie in einer Bühnenkomödie ging die Hintertür noch einmal auf, und Finleys Reisetasche flog aus dem düsteren Flur heraus. Finley fing das Gepäckstück auf, ehe es ihr Gesicht traf.

»He!«, rief sie empört, aber die Tür war schon wieder mit einem Knall zugefallen, und dieses Mal schloss Mrs. Brown sogar von innen ab. Die Riegel schoben sich in die Halterungen,

als die verbitterte alte Frau das Rad herumdrehte und den Mechanismus betätigte, den man nur mit einer Lochkarte entsperren konnte.

Natürlich hatte Mrs. Brown ihr vor der Entlassung die Lochkarte weggenommen.

So ein verdammtes Pech – ohne Empfehlung für etwas hinausgeworfen zu werden, das nicht einmal ihre Schuld war. Sie war doch nicht diejenige gewesen, die den kleinen Master Fenton gezüchtigt hatte, nur weil er sich noch einen vierten Biskuit vom Teetablett nehmen wollte. Das war die Gouvernante Miss Clarke gewesen, die große Freude darin zu finden schien, kleine Kinder zu schlagen, bis sie weinten.

Miss Clarke hatte den Jungen geohrfeigt, und dann hatte Finley Miss Clarke einen Schlag versetzt.

Wie hätte sie denn ahnen sollen, dass die Zähne der Frau ganz locker saßen und bei der leichtesten Berührung ausfielen? Immerhin waren sie stabil genug gewesen, um Finley die Knöchel zu verletzen. Da sie nicht viel Erfahrung mit Gewalt hatte, konnte sie natürlich auch nicht wissen, dass »normale« Mädchen überhaupt nicht genug Kraft besaßen, um eine erwachsene und vierzig Pfund schwerere Frau quer durch den Raum zu schleudern.

Als sie sich, die Reisetasche in der Hand, der zur Straße führenden Treppe näherte, musste Finley schließlich einsehen, dass sie gar nicht für die Handgreiflichkeiten mit der Gouvernante hinausgeworfen worden war. Mrs. Brown schlug die Bediensteten auch selbst die ganze Zeit. Man hatte sie hinausgeworfen, weil mit ihr etwas nicht stimmte.

Genau, mit ihr war etwas nicht in Ordnung. War das ein Werk des Teufels? Sie fühlte sich nicht böse. Selbst wenn die Dunkelheit über sie kam und sie drängte, Dinge zu tun, die sie nicht tun sollte, kam es ihr nicht falsch oder schlecht vor. Und



sie würde sich bestimmt nicht dafür entschuldigen, dass sie Miss Clarke den dicken Hintern vermöbelt hatte, nachdem diese ein Kind zum Weinen gebracht hatte.

Als sie sich auf den rissigen, abbröckelnden Treppenstufen daran erinnerte, knirschte sie mit den Zähnen. Nicht einmal die Gerüche und Geräusche von Mayfair konnten sie besänftigen. Jetzt musste sie mit feuchten Haaren über den Grosvenor Square laufen, nachdem sie den ganzen Morgen im Dampf an der Wäschepresse geschuftet hatte. Wenn sie gewusst hätte, dass man sie hinauswerfen würde, hätte sie die dumme Kuh noch fester geschlagen.

Zwei Schritte vor der Straße blieb sie stehen. Genau das war es, was mit ihr nicht stimmte. Sie dachte nach – mitunter noch nicht einmal über etwas Bestimmtes –, und unversehens kam ihr ein dunkler Gedanke, wie etwa, jemanden zu schlagen oder etwas Wahres, aber Grausames zu sagen. Im Gegensatz zu anderen Menschen gelang es ihr jedoch nicht immer, der Versuchung zu widerstehen.

Vielleicht hatte am Ende doch der Teufel die Hand im Spiel.

In diesem Moment verflog ihr Zorn, und in Finleys Bauch blieb ein kalter und harter Kloß aus Furcht und Angst zurück, der sie wie eine Bleikugel niederdrückte. Sie war arbeitslos, und das in einer Stadt, wo gute Anstellungen für Mädchen Mangelware waren. Zu allem Überfluss hatte sie nicht einmal ein Empfehlungsschreiben.

Sie war »komplett im Arsch«, wie ihr Stiefvater es manchmal ausdrückte, wenn er dachte, sie könnte es nicht hören.

Der Gedanke an ihre Eltern dämpfte ihre Stimmung noch weiter. Wie sollte sie ihnen erklären, dass sie die Anstellung verloren hatte, weil sie sich nicht hatte beherrschen können? Ihre Eltern wussten nichts über diese eigenartigen Vorfälle. Früher waren sie so selten aufgetreten, dass sie nicht weiter

darüber nachgedacht hatte. Seit ihrer ersten Periode war es deutlich schlimmer geworden, und jetzt passierte es mit schöner Regelmäßigkeit und ohne jede Vorwarnung. Oft war ihr nicht einmal bewusst, dass sich etwas anbahnte, bis es zu spät war.

Ausgeschlossen, dass sie ihren Eltern die ganze Wahrheit erzählte. Irgendeine Erklärung musste sie ihnen allerdings liefern. Sie hatte ab sofort keine Unterkunft mehr, und so stolz sie auch war – nicht einmal sie war so dumm, die Nacht auf der Straße zu verbringen.

In London gab es viel gefährlichere Bewohner als sie selbst.

Ihre Mutter hatte heiße Schokolade gemacht.

Reumütig lächelnd betrachtete Finley den dampfenden Becher. Sie wusste, es würde himmlisch schmecken. Der Toast, den sie eintunkte, hinterließ einen Film geschmolzener Butter auf der Oberfläche. »Das war doch nicht nötig.«

»Unsinn«, antwortete ihre Mutter Mary und setzte sich an den Tisch. Sie hatte sich auch selbst einen Becher eingegossen. »Wir hatten so lange keine Zeit mehr für uns.«

Eigentlich war es noch gar nicht so lange her, aber manchmal kam es ihr vor, als wäre sie schon vor Jahren ausgezogen. »Es tut mir leid, dass ich dich so überfalle.«

Die warme Hand ihrer Mutter suchte die ihre. »Meine Liebe, dies ist dein Zuhause, und das wird es immer sein. Silas und mich könntest du niemals stören.«

Finley starrte den verkratzten, aber ordentlich polierten Tisch an. Ihre Mutter und Silas waren nicht arm, aber sie waren auch nicht reich. Der Buchladen, der ihnen gehörte, warf genug für den Lebensunterhalt ab, doch sie hatten es natürlich leichter, wenn sie nicht noch eine dritte Person einkleiden und durchfüttern mussten.

Hätte sie nur nicht Miss Clarke geschlagen. Und könnte sie sich doch nur überwinden, sich deshalb schlecht zu fühlen. Doch es gelang ihr nicht. Zwar hatte sie Schuldgefühle, weil sie hier saß und sich von ihren Eltern aushalten ließ, aber für das, was sie getan hatte, empfand sie nicht einen Funken Reue. Nur die Konsequenzen taten ihr leid.

»Du wirst schon eine neue Anstellung finden«, fuhr ihre Mutter fort und drückte ihre Hand. »Jede Herrschaft wird froh sein, dich zu bekommen. Nur dass du beim nächsten Mal vielleicht den Mund halten solltest.«

Finley hob gerade noch rechtzeitig den Blick, um das Lächeln ihrer Mutter zu bemerken. Sie war nicht völlig aufrichtig gewesen, hatte aber auch nicht rundheraus gelogen. Sie hatte ihren Eltern erzählt, sie habe die Anstellung verloren, weil sie mit der Gouvernante, die von der Hausherrin bevorzugt wurde, in Streit geraten sei. Das entsprach auch vollkommen der Wahrheit. Unterschlagen hatte sie lediglich den Teil, in dem vorkam, wie die Gouvernante ihre eigenen Zähne geschluckt hatte.

»Das will ich tun, Mama«, versprach sie und überwand sich, auch selbst zu lächeln.

Langsam verblasste das Lächeln ihrer Mutter und wich einem besorgten Ausdruck. Die ältere Frau kniff die hellblauen Augen zusammen. Früher hatte sich Finley oft gewünscht, ihre Augen hätten die gleiche Farbe, doch seit einiger Zeit war sie ganz zufrieden damit, offenbar auch etwas von Thomas Jayne mitbekommen zu haben.

»Ist sonst noch etwas passiert?«, fragte ihre Mutter. »Gibt es noch etwas, über das du reden willst?«

Die Worte lagen ihr schon auf der Zunge, und um ein Haar hätte sie alles gebeichtet. Doch Finley hielt sich zurück. »Nein, ich bin nur von mir selbst enttäuscht.«

»Lerne daraus, und dann lass es los. Es hilft niemandem, sich lange mit der Vergangenheit aufzuhalten.« Dabei zog sie eine seltsame Miene. »Das musst du mir glauben.«

Wie schon oft, wenn ihre Mutter besonders geheimnisvoll tat, fragte sich Finley, ob es wohl mit ihrem Vater zu tun hatte. Ihren leiblichen Vater hatte sie nie kennengelernt. Silas war so gut zu ihr, wie man es sich von einem Vater nur wünschen konnte, doch sie hatte dennoch oft über Thomas Jayne nachgedacht.

Sie fragte sich, wie groß die Ähnlichkeit wirklich war. Ihre Mutter behauptete ja, sie sei recht groß. Finley fragte sich auch, wie viel von dem, was sie mochte oder nicht mochte, letztlich auf ihn zurückging. Und natürlich dachte sie auch darüber nach, ob er nicht ein wenig verrückt gewesen war. Ihre Mutter hatte es nicht offen ausgesprochen, aber die Geheimniskrämerei in Bezug auf ihren Vater gab Finley zu denken. Bisher hatte sie noch nicht einmal sein Grab besucht, denn ihre Mutter hatte behauptet, es auf dem Friedhof nicht wiederfinden zu können, weil sie damals zu bekümmert gewesen sei, um sich die Stelle einzuprägen. Manchmal war Finley allerdings nicht sicher, ob das der Wahrheit entsprach.

Vielleicht war es aber auch besser, wenn sie die Wahrheit gar nicht kannte.

»Ich will versuchen, mich nicht an die Vergangenheit zu klammern, Mama«, versprach sie. »Außerdem suche ich mir gleich morgen früh eine neue Anstellung.«

Wieder drückte ihre Mutter leicht ihre Finger. »Ich verstehe, dass du es damit eilig hast, aber ich möchte, dass du dir etwas suchst, das dir auch entspricht. Also nimm nicht gleich die erste Stelle an, die dir geboten wird. Du kannst hierbleiben, so lange du willst. Lass dir Zeit, eine Herrschaft zu finden, die dich gut behandelt.« Sie lächelte leicht. »Am besten eine, wo es keine Gouvernante gibt.«

Finley lachte, und wenn sie lachte, hatte sie das Gefühl, alles werde gut verlaufen. Sie würde eine neue Anstellung finden, und mit ihr selbst war alles in Ordnung. Wenn sie noch ein wenig länger lachte, konnte sie es vielleicht sogar glauben.

Wie es schien, hatte Fortuna einen eigenartigen Humor, denn Finley musste sich am nächsten Morgen nicht auf Stellensuche begeben. Die neue Stelle kam zu ihr.

Sie hielt sich in dem kleinen Salon auf, der zu ihrer Wohnung über dem Buchladen gehörte, und trank mit ihrer Mutter Tee. Währenddessen flickte sie mit der kleinen, dampfbetriebenen Nähmaschine einen Riss in einem ihrer besten Kleider. Auf einmal kam Silas kreidebleich aus dem Laden herauf.

»Silas«, sagte ihre Mutter besorgt, »was ist denn los?«

»Eine gewisse Lady Morton ist im Laden«, berichtete er. »Sie will Finley sprechen.«

Finleys Hand verharrte über dem Hebel, der den Antrieb der Maschine steuerte. Überrascht blickte sie von ihrer Mutter zu Silas und zurück zu ihrer Mutter. Natürlich kannten sie Lady Morton, die häufig in den Klatschspalten erwähnt wurde. »Was will sie nur von mir?«

»Das hat sie nicht gesagt«, erwiderte Silas. »Und ich muss zu meiner Schande gestehen, dass mir kein höflicher Weg eingefallen ist, sie nach ihrem Begehrt zu fragen.«

Langsam und mit leicht zitternden Knien stand Finley auf. Lady Morton war mit Lady Gattersleigh befreundet, die wiederum die Mutter des kleinen Fenton war, dessen Gouvernante sie am Vortag einen Fausthieb auf den Mund versetzt hatte.

War die Lady gekommen, um ihr das Leben noch unangenehmer zu machen? Wollte die Lady ihrer Mutter und Silas erzählen, dass sie nicht normal war? Vielleicht war sie ja zu pessimistisch, aber andererseits vermochte sie sich nicht recht

vorzustellen, dass dieser Besuch einen erfreulichen Ausgang nahm.

»Soll ich sie heraufbitten?«, wollte Silas von seiner Gattin wissen, die sich bereits voller Entsetzen ausmalte, wie es wäre, eine Aristokratin in ihrem bescheidenen Heim zu empfangen.

»Nein«, antwortete Finley – teils, weil sie ihre Mutter nicht in Verlegenheit bringen wollte, zum Teil aber auch, weil ihre Eltern nicht unbedingt hören sollten, was Lady Morton zu sagen hatte. »Ich rede unten mit der Lady. Entschuldigt mich bitte.«

Ohne ihre Mutter oder Silas noch einmal anzublicken, ging sie zu der Tür, die nach unten in den Laden führte. Den Kopf trug sie hoch, die Schultern hatte sie zurückgenommen, und das Zittern der Knie suchte sie zu unterdrücken. Sie wollte sich nicht einschüchtern lassen. Diese Frau konnte ihr nichts Schlimmeres antun als das, was Finley sich bereits selbst angetan hatte.

Als sie das untere Ende der Treppe erreichte und um die Ecke in den Buchladen spähte, entdeckte sie die Lady vor einem Regal mit ledergebundenen Gedichtbänden von Byron. Anscheinend interessierten sich alle feinen Damen für die romantischen Werke des Poeten. Ein paar Schritte von ihr entfernt war Silas' automatische Assistentin Fanny damit beschäftigt, die vollen Regale zu entstauben.

Fanny war ein wenig kleiner als Finley, hatte jedoch Arme und Beine, die sie nach Bedarf ausfahren konnte. Sie war darauf programmiert, im Laden einfache Arbeiten zu verrichten, wie etwa Staub zu putzen und Bücher einzusortieren. Eine Sprachmechanik besaß sie nicht, und sie reagierte auch nicht, wenn man mit ihr redete. Dennoch hatte Finley das Gefühl, die skelettdürre Maschine gehörte zur Familie.

Lady Morton war Mitte bis Ende der Dreißig. Eine gut aussehende Frau mit dunklem Haar und hellgrünen Augen – oder vielmehr mit einem hellgrünen Auge. Das andere war eine

gewölbte, matte Linse, die zwischen Ober- und Unterlid eingepasst war. Wenn man hineinblickte, schien es, als entdeckte man in einer Gewitterwolke das eigene Ebenbild. Finley wusste nicht, wie sie funktionierte, aber offenbar diente die Linse der Dame als Ersatz für das Auge und war dem Original an Leistungsfähigkeit womöglich sogar noch überlegen.

Die Lady trug ein pflaumenfarbenedes Kleid, einen perlmutt-farbenen Schal und einen passenden Hut. Finley betrachtete ihre eigenen Socken, die Stiefel und den kurzen Rock und schnitt eine Grimasse. Ihre Kleidung war sehr modern – nicht gerade das, was man trug, wenn man so vornehmen Besuch empfing.

Trotzdem, sie wollte nicht länger zaudern. Es war am besten, wenn sie die Sache schnell hinter sich brachte. So ähnlich, wie man einen Verband mit einem Ruck von einer verheilten Wunde abriss.

»Lady Morton?« Sie trat in den Laden.

Die Frau kehrte den Büchern den Rücken und drehte sich zu Finley um. Mit einem seltsamen Blick musterte sie Finley von den Stiefelspitzen bis zu dem Bleistift, mit dem sie sich hinter dem Kopf die Haare festgesteckt hatte.

»Ich nehme an, Sie sind Miss Finley Jayne?« Sie sprach leise, aber energisch.

»Ja, Madam«, antwortete Finley und knickste. »Mein Stiefvater sagte, Sie wünschen mich zu sprechen?«

»So ist es. Gibt es einen Raum, in dem wir uns unter vier Augen unterhalten können?«

Finley war erleichtert, dass die Lady sie wohl doch nicht bei ihren Eltern anschwärzen wollte. »Wenn Sie möchten, können wir in das Büro meines Stiefvaters gehen.«

Erstaunlicherweise schien auch Lady Morton erleichtert zu sein. »Das wäre schön, vielen Dank.«

Das Büro befand sich gleich hinten im Geschäft. Finley blieb auf der Schwelle stehen und bedeutete der Lady höflich, als Erste einzutreten.

Normalerweise herrschte in dem Raum ein großes Durcheinander aus Papieren, Büchern und Kaffeepöten, doch die Frau, die einmal in der Woche kam und ihrer Mutter beim Reinemachen half, war gerade am Morgen da gewesen, und nun war das Büro hell und aufgeräumt und roch nach Möbelpolitur mit Zitronenduft. Finley musste nicht einmal einen Bücherstapel von dem Stuhl nehmen, den sie Lady Morton anbot.

Sie selbst hockte sich auf die Schreibtischkante, da sie nicht wagte, den Platz hinter dem Schreibtisch für sich zu beanspruchen. Außerdem saß sie dort ein wenig höher als die Lady und fühlte sich daher von dem Gast nicht ganz so sehr eingeschüchtert, während das trübe Auge sie förmlich zu durchbohren schien.

»Möchten Sie etwas trinken?«, fragte sie. Ihre Mutter bot den Gästen, selbst denen, die sie nicht mochte, immer etwas zu trinken an.

Lady Morton schenkte ihr ein Lächeln, das aufrichtig und überhaupt nicht unhöflich wirkte. »Nein, danke. Ich will lieber ohne Umschweife auf den Grund meines Besuchs zu sprechen kommen, Miss Jayne, denn Sie sind doch sicher sehr neugierig, warum ich mich hierher bemüht habe. Ich möchte Ihnen eine Anstellung in meinem Haus anbieten.«

Finley blinzelte verdutzt. »Verzeihung, haben Sie gerade wirklich gesagt, dass Sie mich einstellen wollen?«

Die Lady saß da, hielt das zum Kleid passende Täschchen mit den behandschuhten Händen auf dem Schoß fest, nickte und erweckte den Eindruck, als sei dies alles das Selbstverständlichste auf der Welt. Gewöhnlich kümmerten sich in einem



großen Haushalt die Haushälterin oder der Butler um das Personal. Die eigenartigen Begleitumstände des Besuchs weckten Finleys Misstrauen.

»Ich möchte Sie als Gesellschafterin für meine jüngste Tochter Phoebe gewinnen.«

Nun runzelte Finley die Stirn. »Warum das?« Vielleicht war sie nicht die Klügste, aber sogar sie kannte die Regeln dieser Welt gut genug, um zu wissen, dass sie als Gefährtin für dieses Mädchen völlig inakzeptabel war. Zunächst einmal gehörte sie nicht der richtigen Gesellschaftsschicht an. Derartige Begleiter wurden oft aus den Reihen verarmter Aristokraten rekrutiert oder stammten wenigstens aus angesehenen Familien. Wenn sie ein wenig übertrieb, konnte sie allenfalls behaupten, der Mittelschicht anzugehören. Von der feinen Gesellschaft und dem dort erwarteten Benehmen wusste sie nichts. Allerdings hatte sie genügend Mädchen aus vornehmen Elternhäusern gesehen, um zu wissen, dass sie sich lieber selbst die Kehle durchschneiden würde, ehe sie sich mit so einer näher abgab.

Lady Morton zog die Augenbrauen hoch. »Warum? Mein liebes Mädchen, nach allem, was ich höre, sind Sie kaum in der Lage, ein solches Angebot auszuschlagen.«

»Das ist mir klar, Mylady«, antwortete Finley. »Genau deshalb frage ich ja. Warum stellt eine Lady wie Sie ein einfaches Mädchen wie mich als Gesellschafterin für ihre Tochter ein? Lady Gattersleigh hat Ihnen doch sicher erzählt, dass man mich hinausgeworfen hat.«

»Das hat sie.« Es klang ein wenig gereizt und herablassend. »Ich habe allerdings nicht die geringste Absicht, über Ihre letzte Anstellung zu reden, Miss Jayne. Sagen wir einfach, meiner Ansicht nach ist ein Mädchen, das ein Kind verteidigt und dabei das eigene Wohlergehen riskiert, genau die Person, die ich gern einstellen würde.«

Warum war die Frau beleidigt, weil sich Finley selbst für nicht gut genug hielt, um die angebotene Stelle anzutreten? Diese Einschätzung war doch eher schmeichelhaft für die Lady. War es überhaupt ratsam, solche Einwände zu erheben? Sie brauchte eine Arbeitsstelle und würde nicht viele Menschen finden, die nach den jüngsten Ereignissen so nachsichtig mit ihr umgingen wie Lady Morton.

»Darf ich fragen, wie hoch mein Lohn sein wird?«

Lady Mortons Schultern entspannten sich ein wenig, als wäre sie von einer großen Last befreit worden. »Essen, Unterkunft und Kleidung werden gestellt. Außerdem bin ich bereit, Ihnen fünfundzwanzig Pfund per annum zu bezahlen.«

Fünfundzwanzig Pfund im Jahr? Das war mehr, als die meisten Kammerzofen verdienten.

»Na gut«, fuhr die Lady ein wenig pikiert fort. »Dreißig. Aber das ist mein letztes Wort.«

Wie oft hatte ihre Mutter sie schon gewarnt, dass die nächste Katastrophe nicht weit war, wenn die Dinge zu gut schienen, um wahr zu sein? Sie bemühte sich, nicht zu begierig zu wirken. »Wann soll ich anfangen?«

Lady Morton lächelte. »Würde es schon morgen früh gehen?«

»Das ist kein Problem.« Finley hatte noch nicht einmal richtig ausgepackt.

»Hervorragend.« Die ältere Frau erhob sich anmutig. »Meine Kutsche holt Sie um neun Uhr ab. Bis Sie sich eingerichtet haben, sollte Phoebe aufgewacht sein. Wir besuchen heute Abend eine Wohltätigkeitsveranstaltung bei Lady Marsden und ihrem Neffen, dem Duke of Greythorne.«

*Ein Herzog*, dachte Finley. *Nur eine Rangstufe niedriger als ein Prinz*. Sie stellte sich einen dicken Kerl mit Teiggesicht und schlechten Zähnen vor. Nach allem, was sie über den englischen Adel wusste, waren Aristokraten gewöhnlich weder gut

aussehend noch körperlich auf dem Damm, was höchstwahrscheinlich an der fortgesetzten Inzucht lag. Trotzdem, es klang romantisch.

»Ich werde bereit sein, Madam.« Dabei stellte sie sich vor, wie schön es wäre, als Gesellschafterin der Tochter gelegentlich auch selbst bis nach neun Uhr zu schlafen. Vielleicht konnte sie sogar einen Blick auf einen leibhaftigen Herzog erhaschen.

»Das will ich hoffen«, antwortete Lady Morton und verließ das Büro.

Finley begleitete sie bis zur Ladentür, wo die Frau noch einmal innehielt, um Finley mit einer Miene zu betrachten, die zugleich freundlich und ein wenig verschlagen wirkte. »Danke, Miss Jayne.« Ohne auf eine Antwort zu warten, entfernte sie sich unter dem bewölkten Morgenhimmel.

Immer noch recht verblüfft sah Finley ihr nach.

Bisher hatte sich noch nie ein Aristokrat bei ihr für irgendetwas bedankt.

»Ich weiß nicht, ob mir das gefällt«, sagte Finleys Mutter am folgenden Morgen um viertel vor neun, und zwar bestimmt zum hundertsten Mal. »Die ganze Sache schmeckt mir nicht.«

Finley verdrehte die Augen und riss sich einen Moment lang von der Straße vor dem Haus los, die sie ängstlich und nervös beobachtet hatte. Und dankbar. Sie war unendlich dankbar. »Mama, es wird schon gut gehen.«

Doch so leicht ließ sich ihre Mutter nicht beschwichtigen. »Was wissen wir denn schon über diese Lady Morton, wenn man von dem bisschen absieht, was die Zeitungen berichten? Mir scheint doch, ihr Auftritt hier war aus irgendeiner Not geboren.«

Etwas verletzt wandte sich Finley vom Fenster ab. »Soll das

bedeuten, dass mich nur jemand einstellt, der sehr verzweifelt ist?«

»Nein, meine Liebe«, antwortete ihre Mutter mühsam beherrscht. »Ich mache mir nur Sorgen um dein Wohlergehen. Sie hat nicht einmal nach Empfehlungen gefragt.«

»Sie ist mit Lady Gattersleigh befreundet.«

»Genau!« Ein bleicher Finger zielte auf Finley. »Warum stellst sie dich ein, nachdem sich diese Frau zweifellos sehr unfreundlich über deinen Charakter geäußert hat?«

»Ganz so schlimm kann es aber nicht gewesen sein, Mama. Lady Morton braucht mich als Gesellschafterin für ihre Tochter.«

»Ich frage mich, wie viele andere Gesellschafterinnen die Tochter schon verschlissen hat, wenn die Mutter meint, ein Mädchen, das eine Gouvernante niedergeschlagen hat, sei gut geeignet.«

»Mutter!« Finley riss entsetzt die Augen auf. Woher wusste ihre Mutter, dass sie Miss Clarke geschlagen hatte? War die Frau eine verfluchte Gedankenleserin?

»Dachtest du wirklich, ich finde es nicht heraus?«, fuhr ihre Mutter ohne Zorn fort. »Ein Hausmädchen hat deine restlichen Sachen gebracht, die du zurückgelassen hast. Sie hat es mir erzählt.«

Finley senkte den Kopf. »Ich wollte nicht, dass du es erfährst.«

»Warum nicht? Du hast ein hilfloses Kind verteidigt. Den Einsatz von Gewalt missbillige ich, aber deine Absichten weiß ich zu schätzen, meine Liebe. In Zukunft solltest du aber wohl versuchen, deine Gefühle ein wenig zu zügeln.« Sie seufzte. »Finley, du bist ein kluges Mädchen. Du musst dich doch fragen, warum Lady Morton so sehr darauf brennt, dich einzustellen.«

»Natürlich mache ich mir meine Gedanken«, gab Finley

empörter zurück, als sie es eigentlich beabsichtigt hatte. »Ich weiß auch, dass ich es mir nicht erlauben kann, allzu wählerisch zu sein. Lady Morton hat mir ein großzügig bemessenes Gehalt angeboten, und dafür muss ich lediglich mit ihrer Tochter zusammen sein. Wenn das Mädchen zu schwierig ist, kann ich jederzeit kündigen, aber ich kann es mir nicht leisten, diese Gelegenheit zu versäumen.«

Ein Seufzen war die einzige Antwort, die sie bekam. Worte waren auch gar nicht nötig, denn das Schnaufen ihrer Mutter sprach Bände. Wenn es darum ging, in anderen Schuldgefühle zu wecken, konnte sich niemand mit dieser Frau messen.

»Es wird schon gut gehen«, beharrte Finley abermals. Vielleicht drang es so endlich zu ihrer Mutter durch. Und vielleicht würde sie es sogar selbst glauben, wenn sie es oft genug wiederholte. Natürlich hatte ihre Mutter recht damit, dass die ganze Situation höchst merkwürdig war. Höchstwahrscheinlich war Lady Mortons Tochter aber einfach nur eine verzogene Göre, genau wie viele andere Mädchen aus Adelskreisen. Damit kam sie zurecht.

Als die Uhr die volle Stunde schlug, fuhr unten auf der Straße eine schwarz lackierte Droschke vor. Von dem glänzenden Messingrohr auf dem Dach stiegen weiße Dampfwolken auf, und die Knöpfe auf der Uniform des Fahrers glänzten in der Sonne. Das Fahrzeug wurde nicht von Pferden gezogen, sondern ausschließlich mit einer Maschine angetrieben. Sie konnte sogar das leise Klackern hören.

»Das ist aber nun wirklich übertrieben«, bemerkte Finleys Mutter, die ebenfalls nach draußen blickte.

Finley lächelte in sich hinein. Sie wusste nicht, woher das Misstrauen ihrer Mutter gegenüber der Oberschicht rührte, aber soweit Finley es sagen konnte, war es schon immer da gewesen.

»Die Kutsche sieht bequem aus.«

Sie verließ den Aussichtsplatz am Fenster und nahm den Mantel, der zuoberst auf ihrem Gepäck lag. »Sobald ich den ersten halben Tag frei habe, besuche ich euch, und vorher schreibe ich euch eine Nachricht.«

»Das will ich doch hoffen«, antwortete ihre Mutter mit Tränen in den Augen. Gleich würde sie haltlos weinen, wie Finley genau wusste. Jeder Außenstehende hätte vermutet, dass Finley ganz und gar auswandern und nicht etwa nur ein kleines Stück durch London fahren wollte.

Sie umarmte ihre Mutter und klopfte ihr auf den Rücken, sobald sie das erste Schniefen hörte. Silas kam hinzu und schnappte sich den Koffer, sodass Finley nur noch die Reisetasche und den Handkoffer nach unten tragen musste.

Der Kutscher stand bereits auf dem Gehweg. Er kam ihnen sogleich entgegen, um ihnen das Gepäck abzunehmen und hinten in das Fahrzeug einzuladen. Währenddessen wandte sich Silas noch einmal an Finley und gab ihr ein kleines, in Papier gewickeltes Päckchen.

»Was ist das?« Sie zupfte an der Kordel, mit der es verschnürt war. Natürlich handelte es sich um ein Buch. Bei Anlässen, die er für wichtig hielt, schenkte Silas ihr immer ein Buch.

»Nur eine Kleinigkeit«, antwortete er mit einem warmen Lächeln. »Ich weiß ja, wie sehr du Schauerromane magst, und dachte, dass du jetzt vielleicht alt genug für diesen hier bist.«

Finley zog eine Augenbraue hoch. »Dann muss es eine wahrhaft erschreckende Geschichte sein.«

»Deine Mutter war jedenfalls dieser Ansicht, als sie es selbst las. Ich hielt es für eine interessante und provozierende Einschätzung der menschlichen Natur.«

Sie lächelte. »Jetzt klingt es, als sei es schrecklich langweilig.«  
Lachend klopfte er ihr auf die Schulter. »Ich bin ganz sicher,

dass du es magst.« Das Lächeln verflog, aber der liebevolle Blick seiner Augen hatte sich nicht verändert. »Pass gut auf dich auf, mein Mädchen. Wenn dir die Anstellung nicht zusagt, kannst du jederzeit herkommen und mir im Geschäft helfen.«

Finley umarmte ihn. »Ganz bestimmt. Danke.« Dabei wussten beide schon, dass sie es nicht tun würde. Silas verdiente genug für sich und ihre Mutter, wenn sie zu zweit im Laden arbeiteten. Es würde kein großes Loch reißen, wenn auch Finley dort arbeitete und bei ihnen lebte, aber sie wollte für sich selbst sorgen. Silas war immer gut zu ihr gewesen, doch es gab Situationen, in denen ihr schmerzlich bewusst wurde, dass sie eben doch nicht seine Tochter war – und dies war ein solcher Moment.

Er ließ sie los, und sie drehte sich zu dem Kutscher um, der ihr die Tür der Kabine aufhielt. Er half ihr beim Einsteigen und schloss die Tür.

Drinnen war das Fahrzeug so vornehm, wie es das Äußere erwarten ließ. Die Sitze waren mit weichem rotbraunem Samt bezogen. Finley strich mit der flachen Hand über den Stoff. Das Polster war so weich, dass sie fast darin versank. Sie hatte schon in Betten geschlafen, die nicht halb so bequem gewesen waren.

Als die Karosse mit einem Ruck anfuhr, beugte sie sich vor und spähte durch das Fenster, um zum Abschied zu winken – zuerst Silas, dann ihrer Mutter, die oben am Fenster stand und ein zerknülltes Taschentuch in der Hand hatte.

*Arme Mama.* Auch Finley musste sich jetzt über die Augen wischen, die aus unerfindlichen Gründen voller Tränen waren. Dann lehnte sie sich zurück und genoss die Fahrt nach Mayfair.

Das rhythmische Stampfen der Maschine fand sie auf seltsame Weise entspannend. Sie lehnte den Kopf an die Polster,

schloss die Augen und musste anscheinend eingenickt sein, denn nachdem sie, wie es ihr schien, nur einige Minuten geruht hatte, hielt die Droschke schon wieder an. Mit einem Ruck schreckte sie auf und blickte aus dem Fenster, vor dem ein großartiges, aus grauem Stein erbautes Herrenhaus aufragte.

Die Tür der Kutsche wurde geöffnet. Dieses Mal klappte ein Diener die Treppe herunter und half ihr, auf den Kiesweg hinabzusteigen.

»Willkommen in Morton Manor, Miss«, begrüßte er sie ausnehmend freundlich. »Miss Gale wird Ihnen den Salon zeigen, wo Lady Morton Sie zu empfangen wünscht. Ich kümmere mich unterdessen um Ihr Gepäck.«

Mrs. Gale war sicher die Haushälterin. »Vielen Dank«, antwortete Finley. Sie drehte sich zu dem Haus um. Es war riesig. Imposant. In dieses gewaltige Gebäude hätte Silas' Laden ein Dutzend Mal hineingepasst, und die Familie besaß vermutlich sogar mehrere solcher Wohnsitze.

Selbst wenn sich Lady Mortons Tochter als dumme Kuh entpuppte, es war schon ein Gewinn, in diesem Haus zu leben.

Mayfair war eine ganz andere Welt als das geschäftige Viertel, in dem Silas' Geschäft lag. Dort, am Russell Square, lebten und arbeiteten die einfachen Menschen und erledigten ihre Einkäufe. Mayfair dagegen war ein Viertel, in dem reiche Menschen müßig die Tage verbrachten, sich erlesenen Abendunterhaltungen hingaben und andere Leute hinter sich aufräumen ließen.

Ja, vielleicht hatte Finley einen Teil der Vorurteile von ihrer Mutter geerbt, aber andererseits lag sie mit dieser Meinung auch nicht völlig daneben.

Ehe sie die oberste Stufe der Treppe erreicht hatte, die zum Dienstboteneingang hinaufführte, ging die Tür auf, und das Gesicht einer Frau kam zum Vorschein. Sie war alt genug, um



Finleys Großmutter sein zu können, und trug ein schwarzweißes Kleid und eine weiße Haube, was sie als Haushälterin auswies.

»Guten Morgen, meine Liebe. Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Fahrt?«

»Guten Morgen«, antwortete Finley. »Ja, durchaus angenehm. Sind Sie Mrs. Gale?«

Ein Lächeln zeichnete sich in dem rosigen, rundlichen Gesicht der Frau ab. »Die bin ich. Kommen Sie doch herein.«

Finley schob sich an ihr vorbei in den Flur. Der kleine, aber saubere Raum roch nach frisch gebackenem Brot.

»Die Küche ist da unten.« Mrs. Gale nickte in die Richtung einer halb offen stehenden Tür, hinter der eine Treppe nach unten führte. Finley hörte Töpfe klappern und einige Leute, die sich unterhielten.

»Es riecht wundervoll«, sagte sie.

»Gehen Sie nur nach unten, sobald Sie sich eingerichtet haben, und bitten Sie die Köchin um eine Scheibe Brot mit Sirup. Ich behaupte, es ist das Beste, was ich je gegessen habe. Folgen Sie mir jetzt bitte.«

Finley wanderte hinter der beliebten Frau her. Unterwegs begegneten ihnen verschiedene andere Bedienstete, die nickten und sie begrüßten. Mrs. Gale stellte ihr alle vor, und Finley versuchte, sich die Namen einzuprägen.

»Ich zeige Ihnen Ihr Zimmer und führe Sie dann zu Lady Morton«, kündigte Mrs. Gale an, während sie ihren stämmigen Körper mit beachtlicher Geschwindigkeit zum Dienstbotenaufgang bewegte. Die Treppe war recht breit und ausgetreten. Gleich daneben führte eine Tür zu dem Anbau, in dem sich die Waschküche befand.

»Ihre Ladyschaft hat veranlasst, dass Sie ein Zimmer auf der gleichen Etage wie die Familie bekommen.«

Die ältere Frau hatte sich keineswegs wertend geäußert, und doch fühlte sich Finley nicht wohl in ihrer Haut. Auf ihrer letzten Arbeitsstelle hatte sie zusammen mit drei anderen Hausmädchen in einer Mansarde geschlafen.

»Warum das?«, fragte sie.

Mrs. Gale deutete ein winziges Achselzucken an und lächelte. »Ich nehme an, damit Sie für Lady Phoebe leichter erreichbar sind. Lord und Lady Morton sind gute Menschen, Miss Jayne. Ich arbeite jetzt seit fast dreißig Jahren für die Familie und kann nicht behaupten, dass sie mich jemals schlecht behandelt hätten.«

*Zu schade, dass Mutter nicht da ist und das hören kann*, dachte Finley. Vielleicht hätte dies ihrem unguuten Gefühl abgeholfen. »Ich bin schon jetzt ein wenig überwältigt, weil Ihre Ladyschaft so freundlich zu mir war.«

»Ist das nicht traurig? Ich meine, dass wir überrascht sind, wenn man uns gut behandelt.«

»Ja«, stimmte Finley zu. »Ich schäme mich sogar ein wenig dafür.«

Die Haushälterin lächelte milde und tätschelte ihren Arm, wie um sie zu beruhigen. Gleich darauf erreichten sie einen Treppenabsatz und wandten sich nach links, wo sich ein langer und breiter Flur mit beige gestrichenen Wänden, wunderbaren Ornamenten aus Stuck und einem dicken roten Teppich anschloss.

»Hier ist Ihr Zimmer.« Mrs. Gale blieb an der ersten Tür auf der rechten Seite stehen und drehte den Knauf.

Finley trat zuerst ein. Der Raum war groß – viel größer als das Zimmer, das sie sich bei den Gattersleighs mit den anderen Dienstmädchen geteilt hatte. Es war hell und luftig, dunkelgrün und cremefarben eingerichtet und roch nach frisch geschnittenem Gras. Wahrscheinlich hatten die Diener vorher

gelüftet, während die Gärtner unten die Büsche gestutzt hatten. Das Fenster bot einen schönen Ausblick auf das Grundstück.

Sie nahm den Hut ab, überprüfte ihr Ebenbild im Spiegel und strich sich Haare und Rock glatt. Eigentlich hätte sie ein richtiges Kleid und nicht das moderne Kostüm mit Socken, Stiefeln, kurzem Rüschenrock, Bluse und Lederkorsett anziehen müssen, doch sie bekam weder die Zeit noch die Gelegenheit, sich umzuziehen. Mrs. Gale eilte hin und her und zeigte ihr den Kleiderschrank, die Frisierkommode und das Bad.

»Alles ist ganz modern eingerichtet«, erklärte ihr die Haushälterin. »Die Badewanne hat sogar einen Brenner, um das Wasser warm zu halten.«

Und einen schönen Nachtstuhl mit fließendem Wasser gab es auch.

Zwei Diener trafen mit dem Gepäck ein, als sie und Mrs. Gale gerade wieder hinausgingen.

»Wenn Sie wünschen, kann sich eins der Mädchen um Ihre Sachen kümmern«, bot Mrs. Gale an.

»Nein, danke. Ich packe lieber selbst aus. Es kommt mir seltsam vor, wenn das jemand anders für mich macht.«

Dafür wurde sie mit einem weiteren Lächeln belohnt. Sie stiegen die Treppe wieder hinunter, doch statt in die Küche zu gehen, bogen sie in die andere Richtung ab.

Der Wohnbereich des Hauses war ebenso beeindruckend wie das Äußere. Die Decken waren so hoch wie in einer Kathedrale, der Boden war mit Marmor ausgelegt, und in Nischen standen antike Statuen. Finley hielt einen Moment inne, um das alles in sich aufzunehmen, und biss die Zähne zusammen, damit ihr nicht unversehens der Mund offen stehen blieb. Wenn man offenen Mundes gaffte, sah man aus wie ein dummer Einfaltspinsel, und auch wenn sie das vielleicht sogar

war, wollte sie doch wenigstens den entsprechenden Eindruck vermeiden.

Dann ging es einen weiteren Flur hinunter, bis Mrs. Gale schließlich stehen blieb und an eine halb geöffnete Tür klopfte. Als sie hereingebeten wurde, öffnete sie die Tür ganz. »Miss Jayne ist eingetroffen, Mylady.«

»Bitten Sie sie herein.«

Nun war Finley auf sich selbst gestellt. Sie wünschte sich, die robuste Haushälterin wäre als moralische Unterstützung in der Nähe geblieben. Sie trat über die Schwelle in einen kleinen und hübschen blauen Salon. Drei identische grüne und ein bewölktetes Auge erwiderten ihren Blick

»Miss Jayne«, begrüßte Lady Morton sie lächelnd. »Wie schön, Sie wiederzusehen. Erlauben Sie mir, Ihnen meine Tochter Phoebe vorzustellen.«

»Hallo Finley«, sagte das Mädchen. Sie war ungefähr im gleichen Alter wie Finley, oder jedenfalls nicht älter als siebzehn. Auch in Größe und Figur waren sie einander ähnlich, doch das Mädchen hatte brünettes Haar, und ihre Haut war so weiß wie Milch. Nur auf den Wangen lag ein leichter rosiger Schimmer. »Wie geht es dir?«

Finley hätte beinahe geknickt, wie man es ihr beigebracht hatte, doch das Mädchen verhinderte dies, indem es ihr die Hand gab. Sollte sie tatsächlich als Gleichgestellte behandelt werden? Sie erwiderte Phoebes Händedruck und versuchte, nicht zu sehr zu quetschen. Das Mädchen hatte einen kräftigen Handschlag.

»Sehr gut, danke. Es ist mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen, Lady Phoebe.«

»Einfach nur Phoebe«, antwortete die junge Frau. »Wir sollen doch Freunde sein. Bitte nimm doch Platz. Tee?«

»Ja, gern.« Finley hockte sich neben Phoebe auf die Sofa-

kante und sah zu, während ihr das Mädchen eine Tasse einschenkte und sogar zwei Biskuits auf die Untertasse legte.

»Wir besuchen heute Abend eine Gesellschaft, Miss Jayne«, informierte Lady Morton sie. »Sie werden uns begleiten. Ich nehme an, Sie haben kein Abendkleid?«

»Das ist richtig, Mylady.« Finley errötete und trank rasch einen Schluck Tee, um ihre Verlegenheit zu überspielen. Ob die Lady es schon bereute, sie eingestellt zu haben?

»Keine Sorge.« Phoebe winkte beruhigend ab. »Ich habe mehr als genug und kann dir eins leihen, bis du eigene Sachen hast. Morgen fahren wir zur Schneiderin.«

Finley erbleichte. Wenn sie die Kleidung von ihrem Gehalt bezahlen musste, wäre sie nach Ablauf des ersten Jahres immer noch ein armer Schlucker.

Phoebe kicherte. »Es wird schon nicht so schlimm werden, vertrau mir. Ich passe auf, dass sie dir nichts Grässliches andrehen, und Papa bezahlt. Du musst nichts weiter tun als dastehen und hoffen, dass sie dich nicht mit einer Nadel piksen.«

Jeden Moment würde Finley aus diesem verblüffenden Traum erwachen und feststellen, dass sie in einem Arbeitshaus oder an einem anderen schrecklichen Ort war.

»Du bist zu großzügig.«

Wieder lachte Phoebe und blickte lächelnd zu ihrer Mutter, die ebenfalls belustigt schien. »Das wirst du heute Abend, wenn du dich zu Tode langweilst, ganz bestimmt nicht mehr denken.«

Eine Abendgesellschaft von Adligen hatte sie noch nie mit eigenen Augen gesehen. Wenn sie sich nun lächerlich machte? Oder, noch schlimmer – wenn sie Phoebe in Verlegenheit brachte? Auf einmal schmeckte der Biskuit wie Asche. »Was für eine Gesellschaft ist es denn?«

Bildete sie es sich nur ein, oder war Phoebe tatsächlich noch

blasser geworden? Gleich darauf lächelte sie aber schon wieder. »Ich dachte, Mama hätte es dir schon erklärt. Es ist meine Verlobungsfeier.«

Das Mädchen war verlobt? Finley war völlig verblüfft, und das Gefühl hielt sich den ganzen Tag über, bis sie längst ihre Siebensachen ausgepackt, in ihrem Zimmer ein stilles Mittagessen eingenommen und Silas' Buch aufgeschlagen hatte.

Es war *Frankenstein* von Mary Shelley. Finley hatte es bisher nicht lesen dürfen, weil sie nach Ansicht ihrer Mutter zu jung dafür war. Die Erwähnung böser Vorzeichen gleich in der ersten Zeile fesselte ihre Aufmerksamkeit, und sie blieb bis zur Teestunde am Fenster sitzen und las. Dann gesellte sie sich zu Phoebe und Lady Morton. Zum Tee gab es Sandwichs und winzige Kuchen, die so köstlich waren, dass sie ihre ganze Willenskraft aufbieten musste, um nicht gleich ein halbes Dutzend davon zu essen.

Über die Verlobung redeten sie nicht mehr. Erst am Abend, als Phoebe Finley in deren Zimmer aufsuchte, kam das Ereignis wieder zur Sprache.

»Bin ich zu spät dran?«, fragte Finley. Sie legte gerade die Ohrringe an, die Phoebe ihr geliehen hatte. Genau genommen war alles, was sie trug, wenn man von der Unterwäsche absah, eine Leihgabe des adligen Mädchens.

»Nein, ich bin zu früh dran.« In ihrem dichten, hochgesteckten Haar schimmerten Perlen. »Viele meiner Freundinnen versichern mir, dass beständige Pünktlichkeit ein Versäumnis der schrecklichsten Art ist.«

Finley lächelte. »Also kommen die meisten deiner Freundinnen ständig zu spät?«

Auch Phoebe grinste jetzt. »Genau! Du siehst übrigens ganz reizend aus.«

»Danke.« Finley errötete. Sie war an Komplimente nicht gewöhnt, ganz zu schweigen davon, ein so schönes Kleid aus malvenfarbener Seide zu tragen. Der Kontrast ließ ihre Augen erstrahlen, deren Schimmer ihre Mutter immer mit Bernstein verglichen hatte. Die Farbe schmeichelte auch ihrem honiggelben Haar, das sie früher einfach als blond bezeichnet hätte.

»Du bist umwerfend«, sagte sie zu dem anderen Mädchen. Die meisten Debütantinnen trugen gedämpfte Farben, doch Phoebe hatte sich für einen satten Pfirsichtton entschieden, der ihre grünen Augen zur Geltung brachte.

»Danke. Ein Vorteil der Verlobung ist, dass ich nicht mehr ständig diese Pastelltöne tragen muss.«

Finley schauderte bei diesem Gedanken. Sie stellte den Ohrring richtig ein und stand von der Ankleidekommode auf. »Bist du denn schon lange verlobt?«

»Erst vierzehn Tage«, antwortete Phoebe. »Warte mal, da hat sich eine Haarnadel gelockert.« Im Spiegel sah Finley zu, wie das Mädchen hinter sie trat und ihr Haar in Ordnung brachte. Sie zuckte nicht einmal zusammen, als die adlige Zofe ihr eine Nadel tief in die Frisur stach.

»So.« Das bleiche Mädchen bewunderte ihr Werk mit einem kleinen Lächeln. »Jetzt siehst du wirklich hinreißend aus. Alle infrage kommenden Gentlemen werden auf dem Fest Schlange stehen, um mit dir zu tanzen.«

»Aber mit mir doch nicht«, widersprach Finley. »Ich bin doch nur die Gesellschafterin.«

Phoebes Lächeln verschwand und tauchte gleich darauf wieder auf – doppelt so strahlend und ein wenig gezwungen. »Hat Mama es dir noch nicht gesagt? Wir erzählen den Leuten, du seist meine Cousine vom Land. Niemand wird bemerken, dass du gar nicht stinkreich und von vornehmer Abstammung bist.«

Finley wurde schwindlig. Einen Moment war es, als wollte

ihre andere Seite hervorbrechen, aber sie kämpfte den Impuls nieder. »Warum denn das?«

Phoebe runzelte die Stirn. »Ich bin nicht ganz sicher. Es war Mamas Idee. Sie denkt wohl, es sieht nicht so angeberisch aus, wenn wir so tun, als gehörtest du zur Familie. Seit ich verlobt bin, werde ich nicht mehr ganz so streng beaufsichtigt wie früher. Möglicherweise will sie nur, dass ständig jemand da ist, der auf mich aufpassen kann. Ich weiß aber nicht, in welche Schwierigkeiten ich ihrer Ansicht nach geraten sollte.«

Beinahe hätte Finley vorgeschlagen, die Mutter selbst zu fragen, doch dann besann sie sich. Phoebes Verhältnis zu ihrer Mutter ging sie nichts an.

»Ich glaube, wenn man annimmt, ich käme vom Land, ist das eine gute Entschuldigung, falls mein Benehmen in der feinen Gesellschaft zu wünschen übrig lässt.«

Phoebe winkte ab. »Glaub mir, du hast bessere Manieren als die meisten Lords und Ladys, die ich kenne.«

So seltsam es auch klang, Finley glaubte ihr. Sie fürchtete nicht, dass Phoebe oder deren Mutter ihr auf irgendeine Weise schaden wollten, aber dennoch war die ganze Situation höchst merkwürdig. Gewiss steckte mehr dahinter, als man ihr oder auch Phoebe gesagt hatte.

»Wir sollten nach unten gehen«, befand Phoebe nach einem Blick auf die Kaminuhr. »Mama wartet vermutlich schon.«

Gehorsam und mit einem flauen Gefühl in der Magen- grubte folgte Finley dem anderen Mädchen. Wie um alles in der Welt sollte sie vorgeben, der Oberschicht anzugehören? Sicher, Silas und ihre Mutter hatten darauf geachtet, dass sie sich zu benehmen wusste, und ihr Wortschatz war groß genug, um Konversation zu machen – aber sie hatte dennoch keine Ahnung, wie dieses Leben aussah, denn sie hatte es höchstens einmal aus der Ferne beobachtet. Sie kam sich eher



wie eine Promenadenmischung vor und fand, sie habe gewiss kein aristokratisches Gesicht. Im Grunde war sie darüber sogar ganz froh, denn anscheinend war bei vielen Adligen das Kinn komplett weggezüchtet worden.

Nun ja, drücken konnte sie sich jetzt nicht mehr. Sie musste sich eben so gut wie möglich durchschlagen und das Beste hoffen.

Phoebe hatte recht behalten, ihre Mutter wartete zusammen mit dem Butler tatsächlich schon auf sie. An den Namen des Mannes konnte sie sich nicht erinnern, sofern man ihn ihr überhaupt genannt hatte. Zuerst half er Lady Morton, dann Phoebe und schließlich Finley in die Oberbekleidung. Die ihre war eine weitere Leihgabe von Phoebe.

»Danke, Tolliver«, sagte Lady Morton lächelnd. Sie trug eine getönte Brille, die das seltsame Auge ein wenig verbarg. »Wir sind spätestens um vier wieder zu Hause.«

»Ja, Madam.« Er verneigte sich. »Ich wünsche den Damen einen schönen Abend.« Er öffnete ihnen die Tür, um sie in die kühle Nachtluft zu entlassen. An der Kutsche stand schon ein Diener bereit, der ihnen beim Einsteigen half.

Als die Kutsche mit einem kleinen Ruck anfuhr, legte Finley die geballten Fäuste in den Schoß und atmete tief und gleichmäßig durch. Sie würde es schaffen. Sie musste sich nur an Phoebes Vorbild orientieren und sich genauso benehmen wie das adlige Mädchen. Das wäre kein Problem.

Jedenfalls, solange sie Phoebe nicht von der Seite wich.

Die Fahrt zu ihrem Bestimmungsort war nicht lang, das Haus lag nur ein paar Straßen entfernt. Zudem liefen die mechanischen Pferde, die ihre Kutsche zogen, schneller als ihre Gegenstücke aus Fleisch und Blut. Finley konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal für eine so kurze Strecke eine Kutsche

genommen hatte, da sie doch zwei gesunde Füße besaß und laufen konnte.

Und dies waren genau die Gedanken, die sie schön für sich behalten musste. Aristokraten gingen nicht zu Fuß zu gesellschaftlichen Ereignissen.

Als sie aus der Kutsche stiegen, atmete Finley auf. Die Luft war voller vertrauter Gerüche – echte Pferde, erhitztes Metall, Dampf und Gras –, die ihr pochendes Herz ein wenig beruhigten. Die Ängste wichen der Erleichterung. Starke Gefühle waren nicht hilfreich, wenn es galt, die Selbstbeherrschung zu wahren, denn genau in solchen Augenblicken kam oft die Dunkelheit in ihr zum Vorschein.

Das Haus, das sie nun betraten, war riesig – ein altes gotisches Gemäuer, das mindestens zweihundert Jahre alt war. Die Steine waren vermutlich einmal sandfarben gewesen, aber im Laufe der Zeit stark nachgedunkelt, bis das ganze Gebäude eine finstere Ausstrahlung bekommen hatte.

Finley musste sofort an *Frankenstein* und das Schloss denken, auf dem der Doktor seine wissenschaftlichen Experimente durchgeführt hatte.

»Das ist ja wie aus einem Roman«, flüsterte Finley Phoebe zu.

Das Mädchen schien ihre Begeisterung nicht zu teilen. »Ja. Von außen wirkt es sehr altmodisch, aber drinnen ist es ganz modern eingerichtet. Wart's nur ab.«

Finley warf ihr einen verwunderten Blick zu und fragte sich, warum sich das Mädchen auf einmal angegriffen fühlte. »Da bin ich ganz sicher. Aber das kann mir ja sowieso egal sein, weil ich nicht hier leben muss.«

Bildete sie es sich nicht ein, oder hatte Phoebe geschaudert? Vielleicht sollte sie Mary Shelleys Roman nicht weiterlesen, wenn ihr die Einbildung solche Streiche spielte.

Gleichzeitig mit ihnen liefen noch einige andere Gäste über

die Steinplatten zum Haupteingang hinauf. Flackernde Fackeln beleuchteten den Weg, aber der wundervolle gotische Eindruck verflog, sobald sie das Haus betraten.

Das Innere war so modern, wie Phoebe es ihr versprochen hatte. Finley war enttäuscht und wunderte sich darüber. Hatte sie etwa insgeheim gehofft, eine verwunschene Ruine erkunden zu können?

Über ihnen strahlten funkelnde Lüster, an den Wänden hingen Leuchter und verströmten einen warmen Schein. Sie hörte kein Gas zischen, was bedeutete, dass dieses Haus oder wenigstens die Beleuchtung von einer sogenannten »Batterie« aus der Fertigung der Greythorne Corporation gespeist wurde. In dem letzten Haus, in dem Finley gearbeitet hatte, war gerade die Umstellung auf die Energieversorgung in Gang gewesen, die ein früherer Duke of Greythorne lange vor Finleys Geburt erfunden hatte. Er hatte ein Erz entdeckt, das, wenn man es raffinierte und richtig behandelte, mithilfe einer kleinen Batterie monatelang ein ganzes Haus versorgen konnte. Wenn der Speicher erschöpft war, konnte man ihn einfach austauschen. Es war eine erstaunliche Entdeckung und obendrein recht teuer. Allerdings hatte sie gehört, dass sich der gegenwärtige Herzog bemühte, die Batterien billiger anzubieten, damit alle Briten ihre Häuser beleuchten konnten, ohne Brände oder gar Explosionen fürchten zu müssen.

Die Damen trugen schöne Kleider unterschiedlichster Machart und kostbaren Schmuck, die Herren schwarze und weiße Fräcke, einige hatten dazu farbige Krawatten angelegt. Menschliche Diener und schimmernde Messingautomaten eilten mit Tablett zwischen den Gästen umher und reichten Champagner, Limonade und andere Erfrischungen.

Finley hatte noch nie so viele Automaten unter einem Dach gesehen, wenn sie die Ausstellung ausklammerte, die sie ein

paar Jahre zuvor mit ihren Eltern besucht hatte. Sie musste sich beherrschen, um nicht ungläubig zu starren.

»Sind sie nicht beeindruckend?«, ließ sich links neben ihr jemand vernehmen.

Sie drehte sich zu dem Mann um, der offensichtlich einige Jahre älter war als Silas. Er kam herbei und blieb neben ihr stehen. Mit dem Champagnerglas deutete er auf einen kleineren Automaten, der leere Gläser einsammelte. »Der da kennt seinen Weg ganz genau. Er bewegt sich auf vorbestimmten Bahnen durch den Raum, holt die leeren Gläser ab und bringt sie in die Küche, wo sie gespült werden.«

Finley betrachtete den Mann. Die angenehmen Gesichtszüge ließen darauf schließen, dass er früher, als die dunklen Haare noch nicht grau durchsetzt gewesen waren, vermutlich sehr gut ausgesehen hatte. »Sind Sie angesichts der jüngsten Unfälle nicht beunruhigt, wenn Sie so viele Maschinen im Haus haben?«

In den letzten Monaten hatten die Zeitungen zwei- oder dreimal über Automaten berichtet, die gegen ihre Programmierung verstoßen hatten. Dabei waren sogar Menschen verletzt worden, wenngleich nicht sehr schwer.

Er lächelte sie an. Ja, als junger Mann hatte er ganz bestimmt hervorragend ausgesehen. Er sah sogar jetzt noch gut aus. »Nein, vor diesen Schönheiten muss man wirklich keine Angst haben. Sie müssen wissen, Miss ...«

»Bennet.« Höflich nannte Finley den Namen, den zu benutzen Phoebe ihr angeraten hatte. Sie gab dem Mann die Hand. »Finley Bennet. Ich bin mit Lady Morton und Lady Phoebe hier.«

Die blauen Augen des Mannes strahlten. »Wirklich? Wie schön. Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Miss Bennet. Ich bin Lord Vincent, der Schöpfer all der Automaten, die Sie hier sehen.«

Finley errötete. Natürlich war er in der Gegenwart seiner eige-

nen Maschinen nicht nervös. »Verzeihen Sie mir, Mylord. Ich bin noch nicht lange in der Stadt.« Wie leicht ihr die Lüge über die Lippen kam. »Darf ich daraus schließen, dass dies Ihr Haus ist?«

Lord Vincent nickte und lächelte sie dabei unverwandt an. »Sie müssen nicht verlegen sein, mein liebes Mädchen. Es wundert mich nur, dass Lady Morton und Lady Phoebe Sie nicht erwähnt haben, als ich das letzte Mal mit ihnen gesprochen habe, und dass die beiden es anscheinend auch versäumt haben, mich zu erwähnen.«

Es klang überhaupt nicht beleidigt oder drohend, und doch lief Finley ein Schauer über den Rücken. Warum hatte Lady Morton den Gastgeber nicht wissen lassen, dass sie eine weitere Person mitbrachte? Und warum hätte sie oder ihre Tochter Finley etwas über Seine Lordschaft erzählen sollen?

Auf einmal tauchten Lady Morton und Phoebe auf und schoben sich dazwischen, sodass Finley einen Schritt zurücktreten musste.

»Verzeihen Sie mir, Lord Vincent«, sagte Lady Morton, deren Wangen leicht gerötet waren. »Ich war in ein Gespräch mit Lady Marsden vertieft, sonst hätte ich Sie einander schon längst vorgestellt. Aber wie ich sehe, haben Sie sich ja bereits mit unserer Cousine Miss Finley Bennet bekannt gemacht.«

»Ganz recht.« Lord Vincent beugte sich über die Hände der Damen. »Sie sind reizend wie immer, Lady Morton. Lady Phoebe, erlauben Sie mir die Bemerkung, dass Sie mit jedem Mal, wenn ich Sie sehe, noch schöner sind als zuvor.«

Phoebe errötete, als sie diese Schmeichelei hörte. Finley konnte sie gut verstehen – es war schon recht gewagt, einer verlobten Frau solche Komplimente zu machen.

Dann hob Phoebe den Blick, und Finley entdeckte in den hellen Augen einen Ausdruck, den sie nicht einordnen konnte. War es Angst? Sogar Panik?

»Verzeih mir, Cousine«, sagte Phoebe leise und mit bebender Stimme. Sie hakte sich bei Lord Vincent ein, und wenn das überhaupt möglich war, so war ihr Gesicht noch bleicher als sonst. »Es wäre meine Pflicht gewesen, euch miteinander bekannt zu machen. Ich möchte dir Earl Vincent Harris Spencer-White vorstellen, unseren heutigen Gastgeber und meinen Verlobten.«

Eine geschlagene Stunde später hatte sich Finley immer noch nicht beruhigt. Lord Vincent war Phoebes Verlobter? Sie wusste, dass in der Oberschicht große Altersunterschiede nichts Ungewöhnliches waren – auch in der Unterschicht kam so etwas vor –, aber der Mann war mehr als doppelt so alt wie Phoebe!

Sie beobachtete die beiden auf der Tanzfläche. Lord Vincent hinkte, aber das hielt ihn nicht davon ab, mit Phoebe einen Walzer zu tanzen. Wenn er nur etwas jünger oder sie etwas älter gewesen wäre, dann hätten sie ein schönes Paar abgegeben.

Es war warm im Ballsaal – zu viele Körper in einem Raum. Finley bekam Kopfschmerzen von den Düften, vom Kölnischwasser und dem Parfum, von der Hitze und dem Schweißgeruch. Zu dem Walzer hatte sie niemand aufgefordert, und auch für die nächsten Stücke war ihre Tanzkarte leer, was ihr ganz gelegen kam, da sie keine gute Tänzerin war. Sie ergriff die Gelegenheit, eine Weile aus dem Lärm und der drückenden Luft zu entfliehen.

Im Grunde war sie neugierig, doch die Kopfschmerzen und Phoebes zwickende Schuhe, die eine Spur zu klein waren, dämpften ihren Impuls, sich umzusehen. Statt auf dem Flur zu bleiben, wo sie sich möglicherweise mit den anderen Gästen unterhalten musste, die ständig ein und aus gingen, öffnete sie die erstbeste Tür, die sie entdeckte, und trat ein.

Finley wartete einen Augenblick, ehe sie die Tür hinter sich

schloss. Sie befand sich in einem Salon oder im Studierzimmer eines Gentleman. Die Sitzmöbel bestanden aus verschnörkeltem Mahagoni und waren dunkelblau bezogen. Sie hatte gelesen, dass solche Räume bei derartigen Gesellschaften als beliebter Schauplatz für ein Stelldichein dienten, und wollte sicher sein, dass sie niemanden störte.

»Falls hier jemand anwesend ist, so möge er sich bitte räuspern, und ich werde mich sofort zurückziehen.« Lieber wollte sie als Närrin dastehen, weil sie mit einem leeren Raum gesprochen hatte, als unversehens über das nackte Hinterteil eines Gentleman zu stolpern. Manche Dinge ließen sich einfach nicht mehr ungeschehen machen.

Dank des gedämpften Lichts ließ der Druck in ihrem Kopf ein wenig nach. Sie trat an ein Fenster, das von einem eigenartigen Mechanismus gesteuert wurde. Sie konnte nicht einfach den Riegel umlegen und den Fensterflügel öffnen, sondern musste einen Schlüssel betätigen, der im Fensterrahmen steckte. Daraufhin zogen dünne Messingarme den Riegel weg, und schließlich schwang die Scheibe nach innen auf. Als die kühle Brise ihren Wünschen entsprach, drehte sie den Schlüssel wieder herum, und der Mechanismus hielt an.

Lord Vincent hatte gewiss eine Schwäche für Uhrwerke und Automaten. Das Haus war voller huschender Metallwesen, die alle möglichen Aufgaben erledigten. Natürlich gab es auch menschliche Diener, aber so viel Messing und Stahl hatte Finley noch nie gesehen.

Sie kehrte dem Fenster den Rücken, damit der frische Frühlingswind sie von allen Seiten kühlen konnte. Dann ließ sie den Kopf kreisen und seufzte, als es knackte und knirschte, während die Spannung im Nacken und in den Schultern nachließ. Als sie die Augen öffnete, starrte sie ein Porträt von Phoebe und Lord Vincent an.

Nein, halt. Das war nicht Phoebe. Finley konnte das Gemälde gut erkennen, trat aber trotzdem näher heran, denn sie traute ihren Augen nicht, obwohl diese in den letzten Monaten auf geradezu unheimliche Weise schärfer geworden waren. Die Verbesserung ihres Sehvermögens war allerdings so langsam vor sich gegangen, dass sie oft vergaß, wie viel mehr sie im Vergleich zu den meisten anderen Menschen wahrnehmen konnte. Nun näherte sie sich also dem großen Bild und bei jedem Schritt wurden ihre Augen größer.

Das Porträt zeigte einen viel jüngeren Lord Vincent. Ihre Einschätzung erwies sich als richtig – er hatte früher tatsächlich sehr gut ausgesehen. Die Frau an seiner Seite war vermutlich seine erste Frau oder Verlobte. Sie trug einen Ring mit einem großen Saphir an der linken Hand, die sie vertraulich auf Lord Vincents Hand gelegt hatte.

Die Ähnlichkeit mit Phoebe war gespenstisch.

Natürlich konnte man bei näherer Betrachtung auch die Unterschiede erkennen – Phoebes Augen waren etwas heller, das Haar hatte einen stärkeren rötlichen Schimmer. Doch die Gesichtsform stimmte genau überein, und die Gesichtszüge waren so ähnlich, wie man es nur bei Zwillingen oder wenigstens Schwestern erwartet hätte.

Es war unheimlich und verstörend. Finley fragte sich, ob Phoebe davon wusste. Außerdem wollte sie unbedingt herausfinden, was aus dieser Frau geworden war.

»Robert, ich habe nein gesagt!«

Der Ruf kam von unten, heraufgetragen vom Wind, der ins offene Fenster wehte. Es war Phoebe.

Sofort vergaß Finley das Porträt und trat an das Fenster, um in den Garten zu blicken. Die flackernden Fackeln tauchten Phoebe und ihren Begleiter in ein warmes goldenes Licht. Es war ein junger Gentleman. Die beiden stritten sich anscheinend.



»Ich muss gehen«, sagte Phoebe. »Mama und Finley suchen mich sicher schon.«

Der junge Mann hielt sie am Arm fest. »Du kannst nicht gehen. Noch nicht.«

Vielleicht waren es die Schuldgefühle, weil sie ihre Pflichten vernachlässigt hatte, vielleicht auch die Art, wie er Phoebe packte, als hätte er das Recht dazu, vielleicht war es ein wenig von beidem. Jedenfalls war es, als hätte jemand in Finley einen Schalter umgelegt. In einem Moment sah sie vom Fenster aus zu, im nächsten setzte sie schon über die Fensterbank und sprang zwei Stockwerke tief auf das Gras hinab.

Die beiden glotzten sie an, als wäre sie gerade vom Himmel gefallen, was in gewisser Weise ja sogar zutraf.

»Lass sie los«, forderte sie den jungen Gentleman auf. Er war groß und schlank und hatte dichtes dunkles Haar und rosige Wangen.

Finster starrte er sie an, das Erstaunen wich der Empörung. »Das hier geht dich nichts an.«

»Falsch.« Finley packte ihn am Handgelenk, um Phoebe zu befreien. »Meine Freundin will gehen, und du lässt sie nicht. Das gehört sich nicht, Robert.« Dabei packte sie fester zu und hörte erst auf, als er das hübsche Gesicht vor Schmerzen verzog. Sobald sie spürte, dass er Phoebe freigab, ließ sie ebenfalls los.

Robert barg den schmerzenden Arm an der Brust. Phoebe eilte sofort an Finley vorbei zu ihm und berührte ihn, als sei er etwas sehr Kostbares und Zerbrechliches. »Robert, mein Liebster. Bist du unverletzt?«

*Mein Liebster?* Finley runzelte die Stirn. Sie war sehr nahe daran gewesen, Robert die Abreibung zu verpassen, die er ihrer Ansicht nach verdiente. Erst hatte sie beobachtet, wie sich die junge Frau von ihm zu befreien suchte, und jetzt stürzte sie auf ihn zu und wollte wissen, ob ihm auch nichts passiert sei?



Kady Cross

## **Das Mädchen mit dem Stahlkorsett**

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-31464-1

Heyne

Erscheinungstermin: April 2013

Eine Heldin, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat

Sie ist eine ganz besondere junge Lady: Ihr Name ist Finley Jayne, sie ist sechzehn Jahre alt und arbeitet als Dienstmädchen. Gelegentlich. Vor allem aber macht sie in den finstersten Gassen Londons Jagd auf Verbrecher. Finley mag hübsche Kleider, ihre Unabhängigkeit und wohlherzogene junge Männer. Wen Finley nicht mag, der kommt ihr besser nicht in die Quere, denn sie ist außergewöhnlich stark. Doch hinter ihren enormen Kräften verbirgt sich ein dunkles Geheimnis ...